



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

meist ganz andere Motive, als die Veränderung des leitenden Princip.“ — „Thut Nichts, man spricht davon, und dies ist schon sehr viel.“ — „Nun denn, glückseliger Berliner! sprich, wenn es Dir Freude macht. Ein gutes Gespräch ist auch eine gute Gabe Gottes.“ —

Bedeutender, als diese Gespräche, ist die Veröffentlichung des Finanz-Stats, die vor einigen Tagen erschienen ist und diesmal einige Rubriken mehr enthält, als bei früheren ähnlichen Rechnungslegungen. Eine genauere Einsicht in die Verwendung des Staatseinkommens ist zwar auch dies Mal nicht möglich, indessen ist dieses seit den letzten denkwürdigen Landtagsabschieden das erste erfreuliche Zeichen, daß man der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß machen will. Heine macht in seinen Reisebildern den Witz, es sei ihm beim Französische lernen passirt, daß er den Glauben immer mit le credit übersetzte und in der Folge habe er selten den Beweis gefunden, daß der Glaube über den Credit gehe. Unsere Staatsleiter haben in den letzten Jahren wirklich eingesehen, daß der Credit eine zu wichtige Basis ist, um dabei dieselben mittelalterlichen Principien festzuhalten wie in Sachen des Glaubens. Es ist charakteristisch, daß die liberaleren Fortschritte in Preußen wie in Oesterreich aus dem Neffort des Finanzministeriums ausgingen, während die Cultusangelegenheit immer noch der Hemmschuh für die Culturangelegenheit blieb. Wenn früher der Clerus, der Herrenstand und der tiers-état als die drei Hauptabteilungen des Staats betrachtet wurden, so zeigt sich jetzt, daß aller Einfluß auf die Staatsleitung nur in den Händen des ersteren und des letzteren sich befindet. Der Herrenstand ist durchgefallen, der Stoß des arbeitenden Bürgerthums hat ihn niedergeworfen. Der Priester und der Industriell haben den Platz allein behauptet, und da diese Beiden auf ganz verschiedenen Bahnen sich bewegen, so ist ein Zusammenstoß zwischen ihnen weniger möglich und ihre Herrschaft kann noch lange hinaus sich erstrecken. Dies ist auch die Ursache, warum in den beiden industriellsten Staaten Europas, in England und in Belgien die kirchliche Macht die festesten Wurzeln hat.

Neuigkeiten aus der Gesellschaft gibt es wenige, weil der Frühling diese aufgelöst hat und alle Welt in die schöne (!!) Natur hinauszieht! Was Berlin an größeren geselligen Salons besitzt, richtet sich nach dem Hofe, und da die Königin bereits vor vierzehn Tagen ihre letzte Abendgesellschaft gab, so lösen sich allmählig die Soireen auf und nur noch einige Nachzügler empfangen des Abends. Auch das Theater ist nicht besonders stark besucht. Nur das Gastspiel Döring's füllt es halb und halb. Eine vortreffliche Vorstellung der Göthe'schen Iphigenie, in welcher die Crelinger der mimischen „Kunst“ zu dem ihr bestrittenen Ehrennamen das Recht eroberte, spielte vor einem leeren Hause. Emilia Gallotti ging wieder über die

Bretter und Döring verlor als Marinelli manche Gunst. Die beliebtesten Darstellungen dieses Schauspielers sind: Banquier Müller in Bauernfeld's „Liebesprotocoll“, Elias Krumm in Kogebue's „Grade Weg der beste“, und in der Kleist'schen Posse „der zerbrochene Krug“ als Richter Adam. Diese drei Stücke müssen oft wiederholt werden.

Meyerbeer lebt ziemlich zurückgezogen; er arbeitet an der Partitur eines Festspiels zur Eröffnung des Opernhauses. Mendelssohn ist nach London abgereist. Viele Anekdoten der lustigsten Art circuliren von Neuem über die Eifersucht dieser beiden Tondichter. Die Anwesenheit des Musikdirectors Hiller aus Leipzig, der hier sein treffliches Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“ mit großem Erfolge zur Aufführung brachte, weckte jene Anekdoten wieder auf. Hiller, der ein langjähriger Bekannter Meyerbeer's und Freund Mendelssohn's ist, kam in Berlin zwischen zwei Feuer und der daraus entstandene Conflict lieferte den hiesigen Musikern, welche wie die Weiber gerne ihre Zunge in Bewegung setzen, viel Material zur Uebung in der Nächstenliebe. —

Karl Beck, der während der letzten zwei Jahre theils in seiner Vaterstadt Pesth, theils in Wien, stille schaffend, lebte, befindet sich seit mehreren Wochen hier in Berlin, wo eine bekannte Buchhandlung den Verlag seiner neuesten Dichtung „Auserziehung“ übernommen hat. Diese Dichtung, die durch eine öffentliche Vorlesung in Dresden bereits ein Gegenstand vielfacher Besprechung in den Journalen wurde, ist bei der ersten Vorlage von der hiesigen Censur gestrichen worden. Wohlgemerkt, von der Berliner Censur. Es ist kaum zu erwarten, daß die Publication in Leipzig, Stuttgart, Köln oder sonst einer deutschen Stadt, die nicht „der Herd der deutschen Intelligenz“ ist, wie Berlin sich bescheiden nennt, Schwierigkeit gefunden haben würde. Das neue Werk des Dichters „der gepanzerten Lieder“ hat nämlich vor seinen früheren Dichtungen nicht nur die poetische Reife voraus, sondern auch die höhere politische. Obgleich trunken von Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, ist dieses Gedicht, dessen Manuscript wir kennen, keineswegs in die Klasse der „revolutionären“ zu stellen. In glühenden Worten und mit aller Kraft der Phantasie schildert der Dichter die Mißbestände in allen Klassen der Gesellschaft und trägt seine Wünsche in kühner Beredsamkeit vor. Aber diese Wünsche verlassen nicht den Kreis der Besonnenheit und das Maß, das alle wirklichen Freiheitsfreunde in Deutschland sich vorgezeichnet haben. Sie sind der Aushauch jener politischen Confession, die sich in Frankreich, wo man für solche Dinge das bezeichnende Wort früher findet, die „Democratie pacifique“ nennt. Die Gesinnung des Gedichtes mahnt an Lamartine, obchon der Genius desselben den französischen Poeten weit hinter sich zurückläßt. — Um das Erscheinen seines Werkes zu beschleunigen,

hatte Beck, nachdem der hiesige Censor es gestrichen, die Absicht, es anderswo drucken zu lassen, allein viele gewichtige Männer suchten ihn von verschiedenen Seiten zu bestimmen, im Interesse der hiesigen Presszustände zu handeln und an das Obercensurgericht zu appelliren für den Fall nämlich, daß auch der zweite Censor, der sein Buch jetzt in Händen hat, es nicht zuläßt. Karl Beck hat sich diesem Wunsche gefügt und ist entschlossen, alle Wege des Gesetzes zu verfolgen und in letzter Instanz, wenn es nöthig, an den König sich zu wenden. Zur Charakteristik dieser Dichtung theilen wir mit Erlaubniß des Verfassers im nächsten Hefte einige Fragmente mit, auf die wir hiermit aufmerksam machen.

II.

N o t i z e n.

Russische Memoiren. — Laube's Struensee. — Ein guter Deutscher. — Truhn. Weidig und Georgi.

— In Petersburg machen die „Memoiren des Majors Tscheglowsky“ großes Aufsehen. Herr von Tscheglowsky, ein Edelmann von großer Tapferkeit, der sich unter Katharina mehrmals gegen die Türken ausgezeichnet, hatte das Unglück, bei den Damen Glück zu haben. In einer Liebesangelegenheit stand er dem berühmten Potemkin im Wege und wurde daher im Jahre 1787, wegen eines unbedeutenden Formfehlers im Dienst, ohne Untersuchung oder Urtheil im Stillen nach Sibirien befördert. Dort verbrachte er zweiundfünfzig Jahre. Potemkin starb, Katharina starb, Paul und Alexander starben. Die Welt hatte sich umgewälzt, und Tscheglowsky, der eine große Carriere im Felde hätte machen können, ergraute in Sibirien. Im Jahre 1839 begnadigte — so melden es russische Nachrichten — Kaiser Nikolaus den Unschuldigen und setzte ihn in seinen Majorrang wieder ein. Auch erhielt Tscheglowsky eine lebenslängliche Pension — in seinem hundert und siebenten Jahre — und kam nach St. Petersburg, um sich die Welt noch einmal anzusehen. Vermuthlich waren ihm Verwandte und Freunde längst ausgestorben; der steinalte Mann kehrte daher nach Irkutsk — dem sibirischen Capua — zurück, wo er den wehmüthigen Triumph haben wird, denen, die ihn als Sträfling kannten, sich vor seinem Tode noch in seiner Uniform als Major und freier Mann zeigen zu können. Die monströse Willkür Potemkin's wollen wir nicht einmal Rußland anrechnen, obgleich sie keine vereinzelte Erscheinung sein mag; es ist etwas Anderes, was uns unbegreiflich scheint. Der gekränkte Offizier sehnte sich gewiß bitterlich

nach seinen wohlverdienten Epauletten und wird sich fortwährend bemüht haben, Gerechtigkeit zu erlangen; Paul und Alexander waren beide gerechtigkeitliebend, Nikolaus regiert bereits seit 1825; die russischen Gouvernements sind keine Satrapien, wenn wir den Herren Bretsch, Grimm u. glauben wollen, es fehlt dort nicht an rechtlichen Beamten, die einen so schreienden Fall berichten könnten — warum erhielt der Mann so späte Genugthuung? — Möchten doch die Herren Bretsch, Grimm, und wie sie alle heißen, etwas dagegen schreiben.

— Es bestätigt sich, daß Laube mit seinem neuen Drama: „Struensee“ einen sehr glücklichen Wurf gethan hat. Nicht nur, daß die Aufführung in Stuttgart ganz entschieden günstig ausfiel, sondern von allen Seiten, wohin Laube sein Stück zur Darstellung versendet hat, hört man von Directoren und Schauspielern vortheilhafte Urtheile über die Charakteristik und Scenerie desselben. So wäre denn Laube's schönes Talent für die Bühne gerettet und die Unglückspropheten, die nach dem Schicksal der Bernsteinhere gleich über die ganze Zukunft des Autors schadensfroh und mißgünstig aburtheilten, werden zum Schweigen gebracht. Die Bernsteinhere war eine gute Lection für Laube, der oft mit allzu leichtem Muthe an seine Stoffe geht. Es liegt in mancher Laube'schen Composition eine Sorglosigkeit, die oft seine Virtuosität in der Ausführung zu Schanden macht. Ich sah ein Mal den Grafen Sandor, den bekannten virtuoson Reiter mit seinem Pferde in einen kleinen Donaukahn hineinreiten, der kaum vier Menschen fassen konnte. Die Freunde am Ufer lachten über das sonderbare Wagstück und prophezeigten ihm, daß er es nicht durchsetzen würde. Der kecke sorglose Reiter hörte nicht auf sie und richtig überpurzelte der Kahn und er stürzte mit seiner Bestie in's Wasser, worauf Graf Sandor sein Pferd beim Zügel faßte und selber lachend mit ihm wieder an's Ufer schwamm. Laube wußte, als er an die Bernsteinhere, mit ihrem freischüzartigen Schluß und criminalgeschichtlichen Inhalt ging, daß er ein Wagstück unternahme. Die Freunde riethen ihm ab — aber sorglos und leichtmüthig wollte er es doch versuchen und plumpete richtig in's Wasser. Aber er ist in dem kalten Bade nicht ertrunken, sondern hat sich schnell abgeschüttelt und sitzt nun rüstig zu Pferde, als wäre Nichts vorgefallen. Diese Rüstigkeit, dieses schnelle Ausfüllen der Bresche ist das Kennzeichen des echten, gesunden Talentes. Bei der Bühne zumal ist der Dichter, der nach einem ungünstigen Angriff sich zurückschrecken und die Hände in den Schooß sinken lassen wollte, bald verloren. Die Bühnendichter, welche in der neuesten Zeit die meisten Erfolge gehabt haben, sind in ihrer ersten Periode oft genug ausgezischt worden. Scribe's und Raupach's erste Stücke sind eclatant durchgefallen. So schlimm aber ist es Laube's Bernsteinhere nicht einmal ergangen, und es ist sicherlich

keine sanguinische Hoffnung, wenn wir von dem Verfasser des *Monaldeschi* noch ein reiches und glückliches Repertoire für die deutsche Bühne erwarten. (Wir bringen in Heft 20. eine ausführliche Würdigung des *Struensee* aus der Feder Sigmund Schott's in Stuttgart.)

— „Ein guter Deutscher“ in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* erzählt von der russischen Akademie der Wissenschaften. Es ist aber natürlich weniger von Wissenschaften, als von Politik (respective Polizei) die Rede. „Der gute Deutsche“ warnt die Presse vor den leichtsinnigen Plänkereien gegen Rußland in einem Tone, der einen gar brünstigen Respect vor der nordischen Macht verrieth. Er vergleicht sinnreich genug den Moscoviter, in seinem Verhältniß zu uns, mit einem dicken Nachbar auf der Eilpost, vor dem man sich klüglich in die Ecke schmiegen muß, da er durch unsere Klagen und Beschwerden doch nicht dünner werde! — Bis zu solchem Synismus, — im buchstäblichsten Sinne des Wortes genommen — kann ein gesinnungsloser „guter Deutscher“ herabsinken. „Circumspice!“ ruft er. „Man soll keinen Feind gering achten.“ Ganz Recht, aber die deutschen Plänkler achten Rußland durchaus nicht gering; vielmehr weisen sie stets darauf hin, daß Deutschland weder so politisch klug, noch so eifrig für seine Interessen „circumspicire“ wie Rußland; und wir glauben, daß z. B. kein russischer Professor in einer *Petersburger Allgemeinen Zeitung* sein Vaterland so einzuschüchtern wagen dürfte, wie der deutsche Professor in der *Augsburger*. Wir sollen aber nicht nur Rußland nicht gering, sondern als unseren Freund achten, meint der „gute Deutsche“ und uns hüten, sein Wohlwollen durch fortwährende Theilnahme für polnische Grenzjuden, Deserteurs und kaukasisches Raubgesindel zu verschmerzen. Wohlwollen? Natürlich. Wir sollen die „Dankbarkeit“ anerkennen, mit der Rußland unsere schönen wissenschaftlichen Bestrebungen — benützt und unsere Bildung in sich — aufnimmt. Triumphirend zählt der Mann sechs- undzwanzig Namen von Deutschen auf, die als Mitglieder in der russischen Akademie der Wissenschaften sitzen. Wäre der Mann kein Gelehrter, so würden wir ihm erzählen, wie viel griechische Bildung und Wissenschaft die alten Römer als „Freunde“ Griechenlands in sich aufgenommen. So aber wollen wir nur bemerken, daß unsere Dankbarkeit für die russische Anerkennung eigentlich noch viel weiter gehen müßte. Denn Rußland hat mehr als diesen sechsundzwanzig Deutschen Anstellungen gegeben; wie viele sind als Diplomaten, Censoren, Polizeibeamte, ja sogar als Spione von ihm angestellt! Und wie viel Deutsche würden russische Anstellungen erhalten, — wenn nur Deutschland russisch wäre. — Wir wissen, die *Augsburger* ist keine deutsche Zeitung, sondern eine *Allgemeine*; sie hat das Recht, Eulen und Lerchen, Adler und Löwen, Schlangen und Hunde durch

ihr Sprachrohr krächzen und brüllen, singen und pfeifen, zischen und bellen zu lassen. Es gibt aber gewisse Töne, die man selbst in einer Menagerie nicht hören mag.

— Die Liebercomponisten gewinnen in Deutschland immer mehr und mehr an Beliebtheit und glücklicherweise auch mehr und mehr an glücklichen Ideen. Von dem bekannten Componisten H. Truhn ist so eben unter dem Titel: „Liebesroman“ ein Cyclus von Liedern erschienen, die zusammen einen kleinen Roman bilden. Es sind meist Gedichte von Geibel und Heine, die hier in sinniger Zusammenstellung die Gestalt einer Geschichte erhalten und ein höheres Interesse in Anspruch nehmen. Den Anfang bilden Sehnsuchtsklagen, Hoffnungen, Austausch der Herzen; dann kommt die „Flucht“, ein hinreißendes Blutgemälde, in welchem der mächtige Ritt, das wilde Lied der Stürme und der Jubel der beiden Liebenden durchtönen, — in Form und Ausführung wohl eines der besten. Dort in der Fremde sind sie dann, wie das rührende Volkslied erzählt, „gestorben, verdorben“, woran das schöne Gedicht Heine's geknüpft ist: „Auf ihrem Grabe da steht eine Linde.“ Dieser Abschluß ist meisterhaft. Die Melodie darin ist einfach und ergreifend, mit einer klagenden, stets wiederkehrenden Begleitung; man sieht die Wehmuth aus dem Grabe schleichen, die Vögel verstecken sich, die Lüfte fliehen aus den Blüthen des Baumes, die Liebenden, die darunter sitzen, werden stumm, „sie wissen und wissen selbst nicht, warum?“ Dies Werk ist eine bedeutende Production und unläugbar ein Fortschritt des Componisten, der ihm neue Freunde erwerben wird. Es ist Mendelssohn gewidmet.

— Die Weidig'sche Angelegenheit soll, wie man sagt, auf dem nächsten hessendarmstädt'schen Landtage zur Sprache kommen, nicht um Georgi zu „Métrir“, sondern um eine höhere Gattung von Wesen über die Handhabung jener — Maschine zur Verantwortung zu ziehen. Man erzählt sich wunderliche und doch wahrscheinlich aussehende Dinge von vorbereiteten Actionen und Reactionen in hohen und höchsten Kreisen. Vielleicht schlägt sich Georgi selbst zu den Anklägern und ruft in nüchternen Intervallen:

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein! —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.